

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 27. August 1833.

103

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bei H. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Scenen aus dem Seeleben.

(S c h l u ß.)

„Filippo verbarg sich in einem Winkel des Hauses,“ fuhr Leonora fort, „mich hatte er mitgenommen, auf meinem Schooße hielt ich dieß arme Kind, dessen Geburt mich einst so beglückt hatte. Man suchte und entdeckte uns. In unsere Kammer brachen die Neger ein, eben so viel der Hölle entsprungene Dämonen, Tapoya voran — ich seh ihn noch, diesen großen, starken Mann, die Augen rollend, den Mund schäumend, ein Beil schwingend, wie er mit dem Ausdruck wilder Freude Filippo zuschrie: „Das dringt noch tiefer ein als deine Peitsche, du sollst es erfahren, Gebieter.““

„Ich habe dieß gesehen und bin nicht gestorben! Ach! das Leben hält oft mit Grausamkeit an diesen Körper fest.“

„Ich warf Pablo zu Tapoya's Füßen, und fiel ihm in den aufgehobenen Arm.“

„Gnade, Tapoya! Gnade!“

„Wildes Geschrey antwortete meinem Ruf: „Den Tod, tödte, Tapoya! tödte den Tyrannen!““ Das Feuer hatte uns erreicht, alles brannte rundum, es war keine Hoffnung mehr. Mein Mann vertheidigte sich gegen einen Neger, der mit Tapoya zugleich in die Kammer gedrungen war, ich verließ diesen, um mit Filippo zu sterben; da wandte sich Tapoya gegen den andern Neger, und dasselbe Beil, mit dem er vor Kurzem Filippo's Haupt bedroht hatte, schwang er nun zu unserer Vertheidigung. Ein Kampf entspann sich zwischen ihm und zwey oder drey Negern, die mit gellendem Geschrey das Herz ihres vorigen Gebieters verlangten. — Tapoya erhielt einige Messerstiche, indem er Alveira, mein Kind und mich vertheidigte. Endlich —“

Leonora schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort:

„Er rettete nur uns zwey. Alveira fiel. Sein Blut besprigte mich, Sie sehen es auf meinem Kleide, jenes Tapoya's vermengte sich mit ihm damals, und später.“ —

„Dieß Kleid ist alles, was mir von zwey Menschen geblieben ist, deren Andenken mir immer heilig seyn wird.“

Leonora's Auge glänzte, ihre Sprache war eilig, ihre Bewegung charakteristisch; mit unbeschreiblichem Ausdruck küßte sie die braunen Flecke ihres Gewandes; der Arzt reichte ihr einen beruhigenden Trank, und verbot ihr das Reden durch einige Stunden. Als sie gebeten wurde, ihre Erzählung zu enden, sprach Leonora:

„Das Leben war mir nichts mehr, und ich würde kein Wort verloren haben, um es vor der, leider! nur zu gerechten Wuth unserer Mörder zu schützen, ich glaubte vor Schrecken zu sterben, sank hin, und was sich von da an zugehagen, erfuhr ich nur durch Tapoya. Dieser Slave benutzte den Augenblick der Raserey, mit der die andern Schwarzen über die Leiche meines Mannes herfielen, um sie zu zerstückeln, er trug mich und meinen Sohn fort in eine Barke; denn unsere Wohnung war am Meere, und wir besaßen mehrere Barken zur Lustfahrt und zum Dienste des Hauses. Ich erwachte bey Pablo's Geschrey, da kam eben auch Tapoya, und brachte Mundvorrath. Tag war es, alles brannte noch, die Flammen stritten sich mit der Sonne, es war ein schauderhafter Anblick, — und doch sollte ich noch Schreckenvolleres schauen!“ —

„Wir müssen fliehen, Herrinn!“ sprach Tapoya, indem er das Segel aufzog, „man wird bald entdecken, daß wir entronnen sind, und wird uns verfolgen, um uns zu tödten. Mich: was liegt daran? aber Euch, Señora, und den kleinen Pablo! wir müssen das feste Land gewinnen, es ist ferne, wie man sagt, um so schlimmer, denn wir müssen durchaus hin.“

„Thue was du willst, Tapoya,“ sagte ich, „mein Loos liegt in deiner Hand.“

Tapoya hatte recht geurtheilt; wir waren kaum einen Flintenschuß weit entfernt, als wir eine Bande Neger herbeyrennen sahen, mit wildem Gejauchze, und Schreckenslieder singend. Einer unter ihnen trug ein Haupt auf einer Lanze. — Die Grausamen! sie riefen mich bey meinem Namen, und ein Slave, den ich öfter von der Strafe losgebeten (ich erkannte ihn an der Stimme), schrie mir zu: „Donna Leonora! du vergißt das Bildniß deines schönen Filippo; hole es; oder wir bringen dir's.“ Ich zitterte an allen Gliedern bey diesem furchtbaren Scherz. Pablo glitt mir aus den Händen, und rollte auf ein noch nicht gespanntes Segel, welches Tapoya eben zu schnellerer Flucht entwickelte. Mehrere Flintenschüsse fielen, ich hätte sterben mögen, und doch wich ich maschinenmäßig der Furcht; ich barg mich mit meinem Sohne im innern Schiffsraum. Eine Kugel streifte Tapoya's Schulter, und nicht einmal ein Seufzer entfuhr diesem bewunderungswürdigen Menschen, er verband sich ohne Klage, und erst eine Stunde nachher erfuhr ich, daß er verwundet worden.“

„Neger hatten sich in eine Barke geworfen und verfolgten uns; aber unsere Barke segelte besser, und der Vorsprung war zu groß; sie erreichten uns nicht. Wir segelten auf gut Glück, auf die zufällige Begegnung eines Schiffes, oder das feste Land hoffend. Tapoya wußte nicht, nach welcher Richtung zu steuern sey, ich noch weniger, wir verloren Porto-Nicco aus den Augen.“

„Soll ich die Leiden dieser Fahrt erzählen? Nach zwey Tagen mangelte es uns an Lebensmitteln, an Wasser. Ich wagte nicht zu klagen, aber ich konnte

Pablo nicht mehr nähren. Noth und Schrecken hatten mich zur unglücklichsten aller Mütter gemacht.“

Tapoya redete nicht, obgleich er namenlos litt, der glühende Strahl der Sonne brannte fürchterlich auf seine Wunden. Fünf Tage waren schon vergangen, und kein Land, kein Schiff ward sichtbar. — Da sprach Tapoya:

„Eines von uns Beyden muß sterben, Señora!“

„Ich meinte, er wolle mich tödten; ihn hungerte, und sein irrer Blick suchte Pablo.“

„Tapoya,“ rief ich, „Gnade! tödte mich nicht, verschlinge nicht mein Kind.“ Ich starrte ihn an, um die Wirkung meiner Bitte wahrzunehmen; er lächelte.“

„Ich Pablo tödten? und Euch, Señora? die ich gerettet, als ich im Jorn erglühte gegen alle Weißen; nein! ich will, daß Ihr lebet.“

„Bey diesen Worten zog er sein Messer; als ich die Klinge blißen sah, warf ich mich unwillkürlich ihm zu Füßen: er öffnete sich schweigend eine Ader; Blut quoll vor, aber schwach.“

„Trinke, Gebieterinn! ich habe dessen wenig. Filippo's Strafen, die Messer und Kugeln meiner Cameraden entzogen mir viel; du darfst keinen Tropfen verlieren; trink.“

„Ich schauderte zurück.“

„Trink, Herrinn, oder Pablo stirbt, und ist Pablo todt, so stirbst du auch, und Ihr könnt mich nicht hindern zu sterben; trink also, Gebieterinn, jetzt quillt es noch, aber bald wird es aufhören.“

„Ich trank; ja, meine Herren, ich trank, Blut hab' ich getrunken, Menschenblut! aber wissen Sie, was es heißt, Mutter seyn und den Sohn aus Hunger sterben sehen, weil die Mutter hungert! es ist gräßlich.“

Schluchzen erstickte Leonora's Stimme. Wer beschreibt die Empfindungen ihrer Zuhörer? sie bezwang sich endlich und schloß:

„Dieses großmüthige Blut hat mich gerettet. — Wie mach' ich es begreiflich, daß es mich erquickte, daß ich es ohne Grausen verschlang!? Nach einer Viertelstunde drückte es mich wie Gift, wie das Gewissen nach einem Verbrechen; ich sank in Ohnmacht. Als ich erwachte, lag Tapoya todt zu meinen Füßen, die Sinne schwanden mir auf's Neue; das Übrige wissen Sie. Zwey Stunden waren ungefähr vergangen seit dem Opfertode meines armen Negers, als Sie uns retteten.“

Aus einer Liebesgeschichte.

I. Überlied.

Wenn ich so mit der Feder niedersitze,
Um aufzuzeichnen, wie es sich ergeben,
Daß deines Auges zaubervolle Blicke
Zur Liebesglut entflammten all' mein Leben:

O, süßes Kind!

Wie manche Thräne rinnt
Dann als ein Opfer der Erinnerung nieder,
Und muß dem Glanze spiegelglatter Lieder
Sich wie ein trüber Hauch verweben.

Es war im Tanz; da schwebtest du, beselet
 Von tausend Reizen, reich und wunderbaren,
 Es war, als ob die Schönheit dich erwählet,
 Um sich in deinem Bild zu offenbaren:

In deinem Bild,

Das wunderlieb und mild,

Ein Abbild einer Göttinn war zu schauen,
 Zu dem, sich zu entzücken und erbauen,
 Hinzogen in Begeisterung die Schaaren.

Das blaue Auge sah so sinnig nieder,
 Das Haupt umfränzte weich die blonde Locke,
 Geschaffen war das Ebenmaß der Glieder,
 Daß Jedem es ein Sehnsucht-Ach! entlocke;

Der Mund, ein Thron

Für Venus süßen Sohn,

Er schien, geschlossen, Schönes zu verschweigen,
 Und knospte manchmal auf, um sich zu zeigen
 Als der Empfindung reine Glocke.

Und näher zog's mich stets in deine Kreise,
 So wie die Mücke sich im Glanze spiegelt;
 Auf sah ich zu dir, sprach und bebte leise, —
 Wir schwebten durch den Saal musikbeflügelt.

Und diese Hand,

Die da mich fremd umwand,

Und diese Lippen, damals still verlegen,
 Sie hatten bald — o wunderbarer Segen! —
 Der Liebe Bündniß mir besiegelt.

O, diese Hand, worauf der Schnee gefallen
 Und milde Rosennebel süß zerflossen,
 Was hätte sie, die herrlichste von allen,
 Für Paradiese meinem Blick erschlossen!

Was hätte sie

Mit ihres Druckes Poesie,

Von dieser Lippen heil'gem Ja begleitet,
 Für Seligkeiten meiner Brust bereitet,
 Für Zauber über mich ergossen!

Still jubelnd sog ich rasch das Glück der Jahre
 Wie Rosenduft des milden Augenblickes,
 War doch der Himmel stets, der blaue, klare,
 Mir aufgethan und voll des schönsten Glückes!

Kuß flog um Kuß

Im sel'gen Überfluß:

Wer mochte da noch denken und beachten,
 Daß sich die Himmelsfernen trüb umnachteten
 Mit Wetterwolken des Geschickes.

Wer mochte da noch grübeln, wo die Stunde
 Mit allen Freudenzaubern ihn umspinnen?
 Wo, wie aus eines Füllhorns reichem Munde,
 Sich ewig niedersenkten neue Wonnen;

O, süße Zeit!

Wo Liebesfeligkeit

All ihren Glanz und ihre Strahlenspenden
 An dieses Herz gewürdigt zu verschwenden,
 Um dieses Leben zu durchsonnen.

Da kam das Mißgeschick, der böse Riese,
 Still lauernd in des Lebens Dämmerungen,
 Und stieß mich wild aus meinem Paradiese,
 Von keiner Wuth, von keinem Fleh'n bezwungen;

Hinaus, hinaus

In Nacht und trüben Graus:

Da harr' ich eines Gottes, der mich rettet,
 Wie ein Prometheus schmerzlich angefettet
 Am Felsen der Erinnerungen.

2. Einzelner Fall.

Die Nacht war schwarz, wie im Gesicht ein Mohr,
 D'raus sah der Mond, im Aug' das Weiße, vor,
 Und Sturm und Blitz in wildbewegtem Drange
 War Fackelträger mir auf meinem Gange.
 Rings die Narzissen an des Gartens Weiher,
 Kopfschüttelnd schienen sie mir nachzuseh'n,
 Die Lilie schien mit ihrem weißen Schleier
 Ein angstbewegtes „Nein“ mir zuzuweh'n:
 Mich aber trieb ein unbezwinglich Feuer
 Noch spät zu meinem Liebchen hinzugeh'n.

Und als ich wieder trüb von dannen ging,
 Der Sturm in Wolken nur am Himmel hing;
 So wie das Meer, ausruhend vom Orcane,
 Geborst'ne Trümmer zeigt auf seinem Plane;
 So wie ein Rasender, der ausgeflucht
 Und nun in Thränen seinen Frieden sucht. —
 Still war der Garten; seine grüne Fahne,
 Der Baum weht stumm in eine öde Ducht.
 Ich weiß nicht, was verdüstert die Narzissen,
 Sie wandten schamverwirrt sich von mir ab;
 Der Lilie weißer Schleier war zerrissen,
 Sie sah geknickt vom Stiele in ihr Grab.

3. Das End' vom Liede.

Sie war ein Bild, — es läßt sich nicht beschreiben,
 Wie sie der Schönheit milder Glanz umfloß,
 Wie sich der Anmuth wunderbares Treiben,
 Ein Himmel, um die Engelsseele goß;
 Sanft überfunkelte die schöne Miene
 Der Frohsinn mit des Lächelns holdem Sieg',
 Indeß der Lippen glühendem Rubine
 Der milde Zauber, Melodie, entstieg.

Stilleuchtend lag das Diadem der Würde
 Auf ihrem süßen Haupt in vollem Glanz,
 Es war als ob der Himmel ihr zur Zierde
 Sich aller Schönheit nun entvölkert ganz;
 Der Seele Frieden — wär' er ihr geblieben! —
 Er strahlte klar aus ihrem Angesicht,
 Und nur die stille Fähigkeit zu Lieben
 Wob ein geheimes Räthsel in dies Licht.

Ein Räthsel, das in Jammer aufzulösen
 Das Unglück zum Oedipos mich gereift; —
 Erstochen ist mein Aug', seit ich's gewesen,
 Der dies Geheimniß grausam abgestreift;

Vertrocknet dieses Herz, seit des Geschickes
 Abgründe gähnend ich eröffnet sah:
 Hinunter schaut' ich, — und die Sphäre des Glückes,
 Ach, sie lag leblos und zerschmetteret da.

L i t e r a t u r.

Episch-lyrische (Epische und lyrische) Dichtungen,“ von Ludwig August Franke. Wien, 1834. Söllinger. 8. S. VIII. u. 232. (Dem Hrn. Hofr. J. v. Hammer gewidmet.)

Ohne dem Verfasser vorliegender Sammlung episches Talent geradezu absprechen zu wollen, glauben wir doch, daß sich seine Muse mehr zum lyrischen und insbesondere zum beschreibenden Gedichte, vielleicht zum Liede und zur Elegie hinneige. Sein Gemüth scheint uns weniger ein lebendiges, umfassendes als ein elegisch zartes zu seyn; seine Phantasie ist mehr ruhig schmückend, als feurig erfindend; mehr plastisch als organisch bildend. Seine Sprache ist rein und harmonisch in der Darstellung zarter Gefühle, und mit schönen, oft farbenprächtigen Bildern malt er die Reize der Natur und ihre Schrecken; aber das objective Leben, die Handlung in ihrer sinnlichen Gestaltung und Totalität, die Gewalt der Leidenschaft und das wilde Spiel des Kampfes tobender Kräfte mit lebden, lebendigen Farben zu schildern, will ihm weniger gelingen; — dann wird seine Sprache oft arm, hart und gezwungen, die Bilder sind nicht selten flach, gesucht und uncorrect. Seine Umständlichkeit ist mehr pittoresk, als werdend und fortschreitend: daher bewegt sich seine Handlung so häufig nur rückweise; daher wird es ihm leichter, den Zustand (das Seyn), als das Entstehen desselben (das Werden) darzustellen. Überhaupt will es uns, was die epischen Gedichte dieser Sammlung, wenigstens zum Theil, betrifft, fast scheinen: als habe sich Hr. Franke nur in den verschiedenartigsten Formen der epischen Darstellung versuchen wollen. So hatten wir z. B. „die Mutter auf dem St. Bernhard“ (einem bekannten Bilde nachgeschaffen) S. 57. „Thürmer's Nacht“ S. 73. „Der Schmied von Macrotin“ S. 93. „Graf Frangipan“ S. 113. „Zizka's Tod“ S. 130, geradezu für gemacht und für bloße Formstudien. — Zur Begründung unserer dem Dichter im Eingange gezeigten A n e r k e n n u n g brauchen wir wohl nur auf die einzelnen Bilder (beschreibenden) Stellen der epischen Dichtungen, als S. 28, Zeile 4 v. u. bis S. 29 letzte Zeile; S. 37, Z. 12 — 24; S. 66, 11.; S. 109, Z. 1 — 12; auf die gelungenen Gedichte: „Der Morgen auf dem Traunstein“ S. 163, „Waldgang“ S. 165, „Waldgruß“ S. 167, „das Lied der Sehnsucht“ S. 191, „die Schwalben“ S. 196, auf die liebliche „Frühlingsauferstehung“ S. 269, und die treffliche „Entgötterung“ S. 198 hinzuweisen.

Nicht so leicht aber glauben wir uns die Sache rücksichtlich unserer Behauptung, daß dem Dichter weniger Talent für epische Darstellung innewohne, machen zu dürfen. Um die Richtigkeit derselben darzutun, wählen wir zwey Dichtungen, die leicht „im Allgemeinen“ am meisten ansprechen dürften. Der „Inseluntergang“ S. 25 ff. ist vielleicht die gelungenste unter den epischen Dichtungen dieser Sammlung: und wenn sie es ist, gilt sie uns zugleich als triftiger Beweis für unsere Behauptung; denn eben sie ist unter den größeren am meisten beschreibend und fast gar nicht erzählend. Nicht eine Handlung, nicht das in der Zeit n a c h einander Entstehende, Werden, läßt der Dichter vor unsern Augen sich entwickeln, sondern Zustände, das n e b e n einander Bestehende malt er uns in fünf Bildern; im ersten die Ahnung, im zweyten das Verbrechen, im dritten des Fürsten und des Volkes Verderbtheit, im vierten die Strafe, und im fünften des, freylich sehr passiven, Helden Untergang. — Je weniger selbstthätiges, willentkräftiges Leben in diesen Bildern sinnlich hervortritt, um so gelungener sind sie. Das erste, nur rein beschreibend, ist das gelungenste; auch das zweyte ist schön, bis auf die Empörung der Geister: „Wir ruh'n, und befehlen ic.“ die etwas schaal und matt klingt. Auch im dritten herrscht fast nur plastisches Leben, theilweise gelungen, obwohl mit dem ersten in keinen Vergleich zu stellen. Schön ist wieder das vierte: wie herrlich entsehnreich der Drohruf der Natur, — wie arm aber und nichts sagend dagegen der, zum Glück kurze, der Rachegeister. Bedeutungsvoll für unsern Satz ist das fünfte Bild; nicht wilde, Himmel und Hölle stürmende Verzweiflung ergreift den Einsamen: er wehklagt nur und späht nach einem Fahrzeug, sein kahles Leben zu retten; erst den „Hungermatten“ erfaßt der Wahnsinn und stürzt ihn (nur)

Als könn't er's noch im Tod' nicht lassen,
dem verlorren Reiche nach (?). Noch bey weitem mehr bekräftigt wird unsere Ansicht durch „die Geopfert“ S. 63 ff. Welch' ein Abstand zwischen dem Wilde in den ersten zehn und der Erzählung in den folgenden Zeilen in I. In II malt der Dichter wieder mit zartem Pinsel und schmelzender Farbenpracht; wie fahl und fahl ist dagegen die Erzählung in III, wie marionettenartig zuckend der Gang der Handlung, wie matt und sinnarm der Wettstreit der aufopfernden Freundschaft:

„Nimm sie hin!“ so ruft der Ritter,
„Dich, ich weiß es, liebt sie ianig;“ —
Und der Säng'er wehmuthbitter
Segnet (!) ihm mit Ernste sinnig:
„Meines Ideales Schimmer
Warf auf sie der Liebe Glänzen, (!)
Lieben doch kann ich sie nimmer
In des Lebens starren Grenzen.“ (?)

Schön und sinnig wiederholt sich in IV, Strophe 1, 2, ein Theil des Bildes aus II; aber wie fahl und farblos ist das die Trennung (also eine willenträftige Bewegung, eine Handlung) darstellende Gegenbild, wie matt und verrenkt des Sängers Schmerz:

„Meine Ruhe, meinen Frieden
Laß ich hier in diesen Räumen, —
O, ich träumte süß hienieden!
Nun weckt mich des Freundes Träumen.“ (?)

Nicht besser ist V, besonders in des Ritters Abschiedsreden und in dem Wortwitzspiel des Schlusses:

„Und so stehen sie, die Beyden,
Liebend und doch ohne Liebe,
Hingeopfert ihre Freuden,
Stehen Beyde voll von Liebe. (sic.)“

Die fernere Rechtfertigung unserer Behauptung und Einzelheiten anlangend, machen wir den Verfasser noch beyspielweise aufmerksam auf die viele „Bitterkeit“ in den „Geopfert“, auf die doppelsinnige und grundsätzliche Construction der persönlichen und bezüglichen Fürwörter im „Riska vor Landeswart“ S. 128, wo Z. 16 das „Sein“ und Z. 18 „Ihn“ jede beliebige Auslegung zuläßt; ein Gleiches findet in „Thesus Heimkehr“ S. 182, Z. 14 bey der Stelle: „Daß er (!) fröhlich ic.“ Statt. Im „Schüler der Kaba- lah“, der überhaupt sehr räthselhaft klingt und in Berücksichtigung der beigelegten Note eine sehr sonderbare Auslegung erleiden könnte, ist S. 44, Z. 5 — 7 ganz unklar. Im „Verjüngungsstrank“, S. 53, findet sich Z. 8 — 12 eine Construction, die den Nachdenkenden schwindeln macht; ganz unverzeihlich sind die letzten zwey Verse dieses Gedichtes. S. 122 treffen wir auf „den (statt die) Spreu.“ Man vergleiche endlich folgende Stelle aus „Frangipan“ mit den von uns angedeuteten Correcturen und wird eingesehen, daß Hr. Frankl etwas ganz anderes sagte, als er sagen wollte, S. 115:

Da erhebt sich Einer redend:
„Graf, ihr übtet Hochverrath. (l. ,)
Kaisers Majestät befehndend, (l. :)
Müßt ihr büßen (l. Büßen müßt ihr) nun die That.“

Was sollen endlich Verse und Bilder, wie S. 7:

Und wie aufgeschreckt vom Sturme,
Heult und heult und heult (!) der Fels. —

S. 23. Da kommt gehüpft ein zweyter Knabe,
Der Bruder sich anrufen läßt. —

S. 81. Als zwey Keile gebraucht er der Arme flehige (!) Volkraft. —

S. 90. Das furchtbar bohrende Wort.

Hexameter, wie der nachfolgende, S. 89:

Carl voran, die Krieger stürzen sich auf die Räuber.

Aus ähnlichen Kleinigkeiten wird ersichtlich, daß den vorliegenden Dichtungen die letzte Feile fehlt — ein Umstand, womit man es heutzutage nicht so genau nimmt: der aber mindestens doch da, wo es sich um Aufrechthaltung der Verständlichkeit handelt, berücksichtigt werden sollte.

Hr. Frankl hat durch sein „Habsburgslied“ eine gewisse Sensation erregt, welche zu bedeutenderen Erwartungen berechtigte; er war zwar in jenem romantischen Bilder- cyclus nicht ganz Herr seines Stoffes geworden: allein eben das Weitumfassende der Un-

ternehmung ließ den guten Willen an die Stelle des Gelesketen treten, — die einsichtsvollere Hälfte der Leser war zufrieden; doch weit diese Zufriedenheit gewissermaßen bedingungsweise war, hätte sie dem Dichter mehr Eifer zur Selbstläuterung und Correctheit einflößen sollen. Was er uns jetzt bietet, sind Einzelheiten; es ist von keinem übergewaltigen Stoffe die Rede: aber eben dieser will so aufgefaßt und wiedergegeben seyn, daß der Geist des Dichters als der überlegene Beherrscher vorwalte. Der poetisch inspirirte und interessirte Leser begnügt sich nicht, alles haarfein detaillirt und zur Genüge erklärt zu erhalten; er will an das eben gelesene Gedicht gern noch eine ganze poetische Gedankenfolge anknüpfen; er will die Mysterien der sibyllinischen Blätter enträthseln — ausdichten. Von dieser Seite betrachtet ist der vorliegende Band ärmer, als man es von einem Dichter, der so vielversprechend auftrat, erwarten konnte: Ref. muß dem „Habsburgsliede“ (S. W. Z. 1832, Nr. 47) einen unbedingten Vorzug vor diesen Dichtungen einräumen.

Die Orthographie des Verf. ist etwas gesucht; die Correctur nicht besonders fleißig besorgt; die äußere Ausstattung muß elegant und splendid genannt werden und macht dem Sollinger'schen Verlage Ehre. kp.

K. K. privil. Theater an der Wien.

Nach einer Reihe von Ritter-, Räuber- und Spectakelkomödien, worin Hr. Kunst nach seiner Art künstliche und Naturmittel in Bewegung zu setzen und einen Beyfall zu erringen weiß, der den Unparteiischen mit wahrem Erstaunen füllt, kam am 16. August der berühmte „Hund des Aubri de Mont Didier, oder: Der Wald bey Bondi,“ Schauspiel in 3 Aufzügen, nach Pirerecourt, wieder zur Aufführung, wobey Mad. und Ulle. Hilmar (woher?) in den Rollen der Gertrude und Udele als Gäste erschienen. Ulle. Hilmar ist eine freundliche Erscheinung, sie benimmt sich und spricht ziemlich natürlich, und wenn sie erst die unrichtigen Betonungen zu vermeiden und ihr Organ nach den Erfordernissen eines solchen Locales zu verwenden wissen wird, dürfte sie ein kleineres Rollenfach recht genügend ausfüllen. Anders ist es mit Mad. Hilmar: hier kann nicht von Hoffnungen, sondern bloß von dem Vorhandenen die Rede seyn. Ref. gesteht aufrichtig, daß ihm seit geraumer Zeit nicht eine so erstaunliche Menge falscher Betonungen und Nüancirungen vorgekommen ist, wie er sie diesmal aus Gertrudens Munde vernommen, und dies unterstützt von einem Organe, das durch Mangel wechselnder Modulation wirklich nichts weniger als einen angenehmen Eindruck hervorzubringen im Stande war. Die übrigen Beschäftigten, vor allen Hr. Lucas und Hr. Bosard, Aubri und Macaire, wie auch die H. Werle und Spielberger, Seneschall und Capitän, leisteten Entsprechendes. Gleicherweise verdient Ulle. Wildsch, Eloi, und Hr. Nestroy, Bertrand, als recht verdienstlich genannt zu werden. Der Vorstellung ist überhaupt eine gewisse Rundung nicht abzuspochen, welche in diesem Theater bey Ausführung ähnlicher dramatischer Evolutionen gewöhnlich Statt findet. — Der abgerichtete Pudel, ein Eigenthum der Gastirenden, wirkte auf Macaire und auf die oberen Regionen hinreißend und entging nur mit Mühe der Ehre des Hervorrufens.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte:

Harm — O, nie! Harmonie.

(Mit Nr. 35 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.